

HERMANN BERGER

Das Burushaski –  
Schicksale einer zentralasiatischen  
Restsprache

Vorgetragen am 12. Januar 1991

HEIDELBERG 1992

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG

Die Deutsche Bibliothek –  
CIP-Einheitsaufnahme

*Berger, Hermann:*

Das Burushaski : Schicksale einer zentral-  
asiatischen Restsprache ; vorgetragen am  
12. Januar 1991 / Hermann Berger. – Heidelberg :  
Winter, 1992

(Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie  
der Wissenschaften, Philosophisch-historische  
Klasse: Bericht; Jg. 1992,1)  
ISBN 3-533-04499-8

NE: Heidelberger Akademie der Wissenschaften /  
Philosophisch-historische Klasse: Sitzungs-  
berichte der Heidelberger Akademie der  
Wissenschaften, Philosophisch-historische  
Klasse / Bericht

ISBN 3-533-04499-8

Alle Rechte vorbehalten. © 1992. Carl Winter Universitätsverlag gegr. 1882, GmbH, Heidelberg  
Photomechanische Wiedergabe und die Einspeicherung und Verarbeitung  
in elektronischen Systemen nur mit ausdrücklicher Genehmigung durch den Verlag  
Imprimé en Allemagne. Printed in Germany  
Photosatz: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, 8940 Memmingen  
Druck: Carl Winter Universitätsverlag, Abteilung Druckerei, Heidelberg

Bei der Betrachtung und Erforschung der Weltgeschichte ist es nur zu natürlich, daß große und mächtige Völker und Staaten unser Interesse als erstes beanspruchen, da sie auch in erster Linie die Geschichte der Menschheit bestimmen, und kleine Gruppen höchstens dann, wenn sie vorübergehend als Objekt der Mächtigeren und gewissermaßen als ihr Spiegel ins Blickfeld treten. Anders ist das bei den Sprachen. Gerade kleine und kleinste Sprachgemeinschaften können auch für den modernen Forscher von größtem Interesse sein, sei es, weil sie den letzten Rest von einst weitverbreiteten Familien darstellen können, sei es, weil sie in geographischer Abgeschlossenheit Möglichkeiten der Ausdrucksweise erprobt haben, die anderswo unter dem selektierenden und nivellierenden Einfluß der Hochkulturen verschwunden sind oder gar nicht erst entstehen konnten. Aus der Redeweise von Stämmen, die heute meist abgängig von den reichen Völkern in der sog. „Dritten Welt“ ein glanzloses Dasein fristen, erfahren wir vielleicht wenig darüber, wer wir selbst sind, wohl aber sehr viel davon, wer wir einmal waren oder was wir hätten werden können. Denn seit den Tagen von Wilhelm von Humboldt, der als erster auf fremdartige Sprachen ohne Rücksicht auf Kulturhöhe und politische Bedeutung sein wissenschaftliches Interesse richtete und dies noch gegen den Unverstand von Zeitgenossen verteidigen mußte<sup>1</sup>, hat sein Gedanke, daß der Bau einer Sprache mit dem, was man damals noch unbefangen den „Volksgeist“ nennen konnte, zusammenhängt, gerade für eine naive, unbelastete Betrachtungsweise nichts an innerer Überzeugungskraft eingebüßt, wenn auch die moderne Sprachwissenschaft sich kaum noch in dieser Richtung engagiert hat.

Eine Sprache, die in diesem Sinne in hohem Maße das sprachwissenschaftliche Interesse verdient, ist das in Zentralasien im Karakorum beheimatete Burushaski (genauer Burúśaski). Gesprochen in zwei Hauptdialekten von etwa 100000 Menschen in den Hochtälern von Hunzungen und Yasin, hat es sich, umgeben von iranischen, indoarischen, tibetischen und türkischen Sprachen, seine ausgeprägte Eigenart bis heute bewahrt. Die Sprecher, die sich selbst Burúśo nennen, nehmen auf den ersten Blick die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch. Von ihren Nachbarn unterscheiden sie sich deutlich durch ihr ausge-

<sup>1</sup> Z. B. in seinem Akademievortrag „Über den Dualis“, W. v. Humboldt, Werke in fünf Bänden III (Darmstadt 1972), p. 115.

prägtes europäisches Aussehen, das an das unserer Alpenbewohner erinnert, durch Reinlichkeit, eine wache Intelligenz und eine ungewöhnliche Tatkraft, die sie befähigt hat, in einer wilden, immer wieder von Naturkatastrophen bedrohten Gebirgslandschaft durch ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem und geschickte Ausnutzung der spärlichen natürlichen Quellen viele Jahrhunderte hindurch nicht nur zu überleben, sondern sich auch eine beherrschende Rolle in der näheren und weiteren Umgebung zu verschaffen. Berühmt geworden ist der Stamm auch durch Berichte über seine außergewöhnliche Gesundheit, die, mögen sie auch übertrieben sein, doch in ihrer Ausdauer als Träger bei Hochgebirgsexpeditionen ihre Bestätigung finden. Die Hunzas bekennen sich seit Jahrhunderten zur ismailischen Richtung des Islam; daneben hat sich aber ein reich ausgebildeter Glaube an Naturgeister und eine besondere Art des Schamanismus bis heute erhalten. Merkwürdig ist der tiefgreifende Unterschied zu den Stammesbrüdern jenseits des Hunza-Flusses, den am südlichen Ufer lebenden Bewohnern von Nager. Sie sprechen fast dieselbe Sprache, haben dieselben Gebräuche und sozialen Einrichtungen, unterscheiden sich aber in ihrem Charakter und auch in ihrem Verhalten gegenüber Fremden von den Hunzas so deutlich, daß dadurch immer wieder das Erstaunen von Reisenden erregt wurde. Ein dritter, etwas stärker abweichender Dialekt wird, durch ein breites Gebiet indoarischer Sprachen von Hunza und Nager getrennt, etwa 100 km nordwestlich von Gilgit im Tal von Yasin gesprochen<sup>2</sup>; wahrscheinlich ist er durch eine Abwanderung aus Hunzu-Nager entstanden, die kaum mehr als ein paar Jahrhunderte zurückliegen kann.

Geschichte und Herkunft der Burusho liegen im Dunkeln. Sie besitzen selbst keine geschriebene Literatur und keine mündlichen Überlieferungen darüber, auch konnte eine Verwandtschaft ihrer Sprache mit irgendeiner anderen bisher nicht nachgewiesen werden; die strukturelle Ähnlichkeit mit dem Baskischen und den Kaukasussprachen ist auffallend, aber es fehlt an überzeugenden Wortgleichungen selbst im Bereich der Körperteile, Verwandtschaftsnamen und niederen Zahlwörter. Die ersten brauchbaren Nachrichten über die Burusho und mit ihnen auch die ersten Notizen über ihre merkwürdige Sprache setzen erst um die Mitte des frühen 19. Jahrhunderts ein.<sup>3</sup> Um diese Zeit erlebte der Stamm, der lange Zeit nur auf drei Urdörfer beschränkt geblieben war,

<sup>2</sup> Vgl. H. Berger, *Das Yasin-Burushaski (Werchikwar)*. Grammatik, Texte, Wörterbuch. 1974.

<sup>3</sup> 1854 mit Cunningham, s. A. 4.

eine starke Expansion, und gelangte durch das Berauben von Karawanen und den daraus sich ergebenden Verkauf von Sklaven zu großem Reichtum. Im Jahr 1891 erlag Hunza in einer zweitägigen Schlacht den Engländern und war fortan ein Teil des britischen Empire; 1947 unterstellte es sich freiwillig dem neugegründeten Staat Pakistan. Das einheimische Königtum bestand aber auf beiden Seiten des Tals noch bis 1974 weiter, und mit seiner Abschaffung durch Bhutto fiel eine der letzten Stützen der reichen alten Kultur. Seit in den Jahren 1964 bis 1978 vom Panjab bis an die chinesische Grenze zusammen von China und Pakistan in opferreicher Gemeinschaftsarbeit der „Karakoram Highway“ erbaut wurde, ist Hunza auch dem internationalen Tourismus erschlossen worden, und Romantiker und Aussteiger suchen dort in wachsender Zahl, was sie in unserer Kultur nicht mehr zu finden glauben. Sie treffen dort zwar nur noch auf einen kulturellen Trümmerhaufen – und wohl kaum in einer anderen Region Asiens war der Zusammenprall einer in sich geschlossenen, aber noch ganz mittelalterlichen Auffassungen verhafteten Weltanschauung mit dem modernen technischen Zeitalter abrupter als im Königreich Hunza – aber auch auf einen Stamm im Aufbruch, der mit gewohntem Selbstbewußtsein in unsentimentaler Weise seine farbige Vergangenheit zurückläßt und neuen Aufgaben zustrebt.

Die Burushaski-Sprache war auch nach der „Entdeckung“ des Stammes längere Zeit nur durch zwei kurze, wenig verlässliche Wortlisten bekannt<sup>4</sup>, bis G. W. Leitner, ein Österreicher in britischen Diensten, 1880 die erste Grammatik des Dialekts von Nager, der südlichen Talseite, zusammen mit Texten veröffentlichte, nur wenig später als der britische Oberst J. Biddulph, der erste Political Agent von Gilgit.<sup>5</sup> Beide Arbeiten sind noch weit entfernt von einer vollständigen Erfassung des komplizierten grammatischen Systems und auch in der Lautlehre ganz unzuverlässig, vermitteln aber doch bereits einen Eindruck von der Eigenart der Sprache, die von nun an die Aufmerksamkeit der Linguisten auf sich zog. Nach einer Pause von mehr als einem halben Jahrhundert war es dann der englische Oberst D. L. R. Lorimer, der seinen Aufenthalt in Gilgit – wiederum als Political Agent – zu einer umfangreichen Dokumentation der Sprache nutzte und in den dreißiger Jahren eine

<sup>4</sup> A. Cunningham, *Ladak, physical, statistical, and historical; with notes on the surrounding country*, 1854, p. 398–418.

G. W. Hayward, *Hunza and Nager, and Yassin, Vocabularies in: Journal of the Royal Geographical Society*, Vol. XLI, 1871, p. 18ff.

<sup>5</sup> J. Biddulph, *Tribes of the Hindoo Koosh* (1880).

G. W. Leitner, *The Hunza und Nagyr Hand-book*, Pt. I (1889).

Grammatik, ein Wörterbuch und zahlreiche Texte mit Übersetzungen veröffentlichte.<sup>6</sup> Lorimers Leistung – er war Kolonialbeamter ohne linguistische Vorbildung – war bewundernswert, aber sein Werk gibt doch immer noch ein sehr unvollkommenes Bild von der Sprache, weitgehend auch deswegen, weil viele grammatische Unterschiede durch feine lautliche Unterschiede bezeichnet werden, die Lorimer nicht heraushören konnte. Ich entschloß mich daher zu einer eigenen Feldarbeit und konnte in fünf Aufhalten wenn auch nicht die letzten Einzelheiten klären, aber doch so viel neues Material sammeln, daß die Beschreibung von einem vollständigen Bild nicht mehr allzu weit entfernt zu sein scheint.<sup>7</sup> Dazu war es auch höchste Zeit, denn unter dem Einfluß der bereits angedeuteten politischen und sozioökonomischen Veränderungen ist die Sprache im raschen Verfall begriffen. Eine Flut von Wörtern aus der Staatssprache Urdu und dem Englischen ergießt sich in sie; der mittleren Generation sind bereits große Teile des alten Wortschatzes entglitten, und unter den jungen Sprechern macht sich schon im Gebrauch der komplizierten Morphologie und Syntax eine wachsende Unsicherheit bemerkbar, die in dem vereinzelt Gebrauch der Fragepronomina zur Bildung von Relativsätzen anstelle der alten Partizipialkonstruktionen einen vorläufigen Höhepunkt erreicht hat.

Einige Besonderheiten im Bau dieser Sprache sollen im folgenden dargestellt werden. Sicherlich kann es sich dabei nicht darum handeln, daß das Burushaski – wie manche zu glauben scheinen – in seiner inneren Gesetzmäßigkeit davon abweicht, was die moderne Sprachwissenschaft als einen allen Sprachen der Welt zugrundeliegenden Rahmen in Lautlehre, Morphologie und Syntax erkannt hat. Vielmehr gibt es in dieser Sprache kaum einen Einzelzug, der nicht so oder ähnlich irgendwoanders wieder aufzufinden ist. Aber so wenig die Eigenart eines Menschen dadurch „erklärt“ oder als unerheblich abgetan werden kann, indem man einzelne Züge seines Charakters auch bei anderen wiederfindet, so zeigt sich auch der eigentliche Genius dieser Sprache nicht an dem Gebrauch bestimmter Kategorien, die bei allem Reichtum letztlich begrenzt sind und bei Heranziehung weiterer Sprachen sich immer mehr zu wiederholen beginnen, sondern in der Fähigkeit, sie in einer höheren Synthese zu einem einmaligen Ganzen zu vereinigen.

<sup>6</sup> Lorimer, D.L.R., *The Burushaski Language*  
 Vol. I, Introduction and Grammar, 1935  
 Vol. II, Texts and Translations, 1935  
 Vol. III, Vocabularies and Index, 1938

<sup>7</sup> Eine Grammatik mit Texten, Übersetzung und Wörterbuch ist in Vorbereitung.

Worin die angedeutete „höhere“, d. h. über das Inhaltliche hinausgehende synthetische Fähigkeit des Burushaski besteht, soll einleitend kurz angedeutet werden. Seit der Begründung der sprachtypologischen Forschung durch W. v. Humboldt weiß man, daß in den Sprachen der Welt zumindest die Neigung besteht, besonders markante lautliche oder grammatische Eigentümlichkeiten mit anderen zu kombinieren, die sich leicht von ihnen ableiten oder mit ihnen besonders „verträglich“ erscheinen. So werden in einer Sprache, die es sich zum Prinzip gemacht hat, jede kleinste Bedeutungseinheit durch eine und nur durch eine Silbe zu bezeichnen, über kurz oder lang Tonfälle als phonologische Merkmale auftreten, da sie, soll der Monosyllabismus beibehalten werden, bei dem langsamen, aber im Laufe der Jahrhunderte unaufhaltsamen Verschleiß der Lautform als Nachhall der geschwundenen Laute die letzten Stützen der Unterscheidung bilden müssen. Oder: eine Sprache, die es wie das Türkische liebt, modifizierende oder grammatische Elemente in großer Zahl dem Wortstamm unterzuordnen, wird keine Neigung zu einem freien und stark zentralisierenden Akzent entwickeln, der zur lautlichen Reduktion von Nebensilben führen würde. Auch innerhalb des Lautlichen gibt es solche Interdependenzen. So hat eine extreme Bevorzugung des Kehlkopfes bei der Lautbildung, also durch hintere Velare, Laryngale und emphatische oder glottalisierte Konsonanten, wie im Arabischen, Eskimo und vielen Indianersprachen, in der Regel eine Verkümmern des Vokalismus zur Folge, usw. Es ist leicht, für Zusammenstellungen dieser Art Gegenbeispiele beizubringen, aber das spricht nicht gegen die Berechtigung des Prinzips. Reine Typen wird es unter den historischen Sprachen ohnehin kaum je geben, sie sind nach einer Formulierung von Vladimir Skalička ein „theoretisches Konstrukt“.<sup>8</sup> Ja, eine Sprache kann sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie das scheinbar Unverträgliche kombiniert und zu einer Einheit eigener Art zusammenschweißen versucht. Etwas von dieser Art scheint im Burushaski vorzuliegen.

Eine zweite grundlegende Eigentümlichkeit des Burushaski liegt in dem ungewöhnlichen Ausmaß, in dem ein und dieselbe morphologische oder syntaktische Konstruktion in verschiedener Weise zum Ausdruck gebracht werden kann. Ein Grund dafür liegt sicher in einem spielerischem Zug, in einer naiven Freude am Lautlichen, die unsere am Gedanklichen und der Zweckmäßigkeit orientierten europäischen Schriftsprachen fast ganz verloren haben und die sich auch in der ungeheuren

<sup>8</sup> Typologische Studien, hrsg. von Peter Hartmann (1979), = Schriften zur Linguistik 11, p. 335 ff.

Anzahl lautnachahmender und expressiver Bildungen äußert. Aber es gibt einen zweiten, tiefer liegenden Grund. Immer wieder kommt es in der Sprache vor, daß ein Wort seiner Verwendung nach an zwei Kategorien teilhat, die im grammatischen System in einer Opposition zueinander stehen. So kann man die Bezeichnung für eine Gruppe von Menschen einmal als eine kollektive Einheit, das andere Mal aber als eine Mehrzahl von Wesen sehen. Die meisten Sprachen entscheiden sich hier einseitig für eine Konstruktion, aber das Lateinische kann z. B. in einer „*constructio ad sensum*“ ein Femininum wie *multitudo* „Menge“, wenn man an die Einzelmenschen denkt, aus denen sie besteht, auch als mask.pl. konstruieren, ebenso das neutr.pl. *capita coniurationis* „die Häupter der Verschwörung“, in dem Gedanken daran, daß es sich dabei ja um Menschen handelt. Man kann sich nun eine Sprache denken, die so ein Dilemma ungleich stärker als andere Sprachen erlebt, d. h. die ein lebhaftes semantisches Differenzierungsvermögen einem ebenso ausgeprägten grammatisch-systematischen Sinn gegenüberstellt und dadurch in einem erhöhten Maße zu Schwankungen in der Ausdrucksweise neigt. Man könnte dasselbe auch positiv ausdrücken, indem man sagt, in einer solchen Sprache sei der Prozeß, der von der vorsprachlichen Ausdrucksabsicht zu festgelegten grammatischen Formen führt, noch nicht so abgeschlossen wie anderswo; daß sie sich sozusagen von der dazu aufzubringenden Kraft noch etwas zurückbehalten hat. Es liegt auf der Hand, daß diese zweite Haupteigentümlichkeit des Burushaski in engem Zusammenhang mit der ersten steht. Denn die Festlegung einer Sprache auf einen bestimmten Typus ist dasselbe wie die Festlegung auf eine von zwei einander widerstreitenden Ausdrucksformen im einzelnen grammatischen Bereich, nur auf einer höheren Stufe.

Die Tendenz, typologisch Verschiedenes oder gar Gegensätzliches in einer Synthese ineinander oder in freier Wahl nebeneinander zum Ausdruck zu bringen, soll hier an drei markanten Eigentümlichkeiten des Burushaski-Sprachbaus dargelegt werden: der lautlichen Darstellung der Morpheme, der Einteilung der Substantive in Klassen oder Genera, und der Verbindung von aktiver und passiver Verbalauffassung. Dabei muß schon vorab festgestellt werden, daß die Phänomene, wenn sie auch zunächst rein synchronisch-typologisch zu sehen sind, doch auch eine historische Seite haben. Denn von den zwei verschiedenen Konzeptionen einer Kategorie zeigt sich immer eine zumindest insofern als die „jüngere“, als ihr sekundärer Charakter innerhalb des Systems erkennbar ist; wie weit auch ein Einfluß von außen her durch Sprachen, mit



denen das Bur. Kontakt hat oder hatte, direkt beeinflußt ist, muß in jedem Fall gesondert geprüft werden.

Nun zunächst zum Verhältnis von Laut und Form. Im Burushaski ist das herkömmlich „agglutinierend“ genannte Prinzip, nach dem jeder mit dem Wortstamm verbundenen grammatischen Funktion ein eigenes Lautzeichen entspricht, im ganzen konsequent durchgeführt. Ausgeprägte Vertreter des agglutinierenden Typus, wie das Türkische, Ungarische, Mandschu, bilden so, indem sie z. B. an ein Substantiv ein Ableitungssuffix, daran das Pluralzeichen, daran wiederum Possessivsuffixe und Kasusendungen anhängen, lange Wörter wie etwa im Türkischen *yol-daş-lar-ım-in* „meiner Weggefährten“, von *yol* „Weg“, *yoldaş* „Weggefährte“, pl. *yoldaşlar* „Weggefährten“, davon mit dem Possessivsuffix der 1. sg. *yoldaşlarım* „meine Weggefährten“, dies mit dem Genitivsuffix *-in* *yoldaşlarımın* „meiner Weggefährten“. Es liegt auf der Hand, daß solche Sprachen zum Zwecke bestmöglicher Verständlichkeit an einem gleichmäßigen Ablauf dieser Silbenfolgen gelegen ist und sie daher den Akzent nur abgrenzend an den Wortrand verlegen, wie das Ungarische und Mongolische auf die erste, das Türkische auf die letzte Silbe. Das Burushaski hingegen hat einen freien und dazu sehr stark zentralisierenden expiratorischen Akzent. Dieser bewirkt weitgehende phonologische Aufhebungen wie den Zusammenfall von *e* und *a* in *a*, von *o* und *u* in *u*, von doppelten (bzw. langen) und einfachen (bzw. kurzen) Vokalen und eine starke Neigung zu lautlichen Kontraktionen in unbetonten Silben. Die Folge davon ist eine ungeheure Kompliziertheit des Verbalystems. Die ursprünglichen Formen schrumpfen oft zu Gebilden zusammen, in denen jeder Einzellaute eine Funktion hat, z. B. in *a-t-ó-i-ć-a-m* „ich werde sie nicht aufstellen“, dessen vier Vokale und drei Konsonanten den phonetisch reduzierten Verbalstamm für „stehen“ *-i-* (für betontes *-é-* „stehen“, s. o.), die Negation *a-*, das Pronominalzeichen der 3. pl. *-ó-*, das Präsenszeichen *-ć-*, das Subjektzeichen der 1. sg. *-a-*, das in vielen Verben eintretende, hier bedeutungslose Präfix *d-/t-* und das Zeichen der abgeschlossenen Handlung *-m* ausmachen. Oft wird auch der Verbalstamm verkürzt und verschwindet im Extremfall ganz, so daß die Bedeutung der Verbalform nicht an der Stammsilbe erkennbar ist, sondern gerade daran, daß diese fehlt, ein Verfahren, das naturgemäß immer nur bei einer einzelnen Form im Paradigma anwendbar ist. So heißt z. B. von dem Stamm *-man-* „werden“ *a-tú-ku-man-uma* „du wurdest nicht geboren“, dieselbe Form ohne Stammsilbe aber *a-tú-ku-ma* „du kamst nicht“ mit dem Stamm  $\emptyset$ . Erscheinungen dieser Art sind auch aus dem Baskischen, den Kaukasussprachen, dem Ketischen

u. a. bekannt und bilden dort einen so fest umrissenen Typus, daß sie immer wieder zu der Annahme einer gegenseitigen genealogischen Verwandtschaft verleitet haben. Das Besondere des Burushaski besteht darin, daß der ursächliche Zusammenhang mit einem stark expiratorischen Akzent noch deutlich zu erkennen ist.

Was aber die beschriebene Tendenz noch weiter steigert und die Sprache im Typus vom Baskischen usw. entfernt, ist die Einbeziehung von Formen, die noch mehr als die agglutinierende Wortbildung mit einem stark raffenden Akzent in Widerspruch steht. Das Burushaski hat sich in neuerer Zeit durch die Verbindung von Partizipien mit Hilfsverben ein Tempus-Aspekt-System aufgebaut, das in allen wesentlichen Zügen eine Entsprechung in den modernen nordindischen Sprachen, insbesondere dem Hindi hat und in ähnlicher Form im Westen vor allem im Englischen vorliegt. Gerade mit den nordindischen Verbalsystemen, die sich erst in den letzten 1000 Jahren herausgebildet haben, herrscht eine so weitgehende Übereinstimmung, daß sich der Gedanke einer Beeinflussung von daher geradezu aufdrängt, aber die vollkommene geographische Isolation von Hunza in älterer Zeit macht dies nicht wahrscheinlich; es muß sich also um eine jener merkwürdigen Parallelentwicklungen handeln, wie sie in der Sprachgeschichte immer wieder auftreten. Gleich wie die periphrastischen Verbalformen im Bur. zu erklären sind, sie sind eine Neuerung, die zu der älteren, vorwiegend präfigierenden Bildungsweise in einem deutlichen Gegensatz steht, sie aber nicht verdrängt hat, so daß man etwas überspitzt sagen könnte, eine Burushaski-Verbalform sei vor dem Stamm auf kaukasische, nach dem Stamm auf neuindische Weise gebildet.

Freilich konnten sich infolge des starken Wortakzents die periphrastischen Bildungen nicht jene Durchsichtigkeit bewahren, die die Stärke der nordindischen Sprachen und des Englischen ausmacht. Es kann vorkommen, daß eine periphrastische Form für „er macht es“, die früher einmal \**é-ti-é-um bá-i*, wörtlich „er ist es machend“, gelautet haben muß, zu *écói* oder *écái* zusammengezogen wird, wobei der Stamm *-t-* oder *-ti-* und die Partizipialendung *-um* spurlos verschwunden sind und die Kopula *bái* „er ist“ ihr stammhaftes *b-* verloren hat, der Doppelakzent aber noch an die alte Zweiwortigkeit erinnert. Daß die Kontraktionen sich in den einzelnen Dialekten in verschiedener Form und in verschiedenem Ausmaß vollzogen haben, hält das Bewußtsein des idiomatisch-analytischen Ursprungs rege, trägt aber nicht gerade zur Durchsichtigkeit des Systems bei. Bezeichnend ist auch, daß innerhalb eines Dialekts in Teilen des Paradigmas kontrahierte und nicht-kontrahierte

Formen unterschiedslos nebeneinander gebraucht werden; der Sprachgebrauch hat sich im einzelnen noch nicht zwischen den einander widerstreitenden Tendenzen der analytischen Durchsichtigkeit und der lautlichen Raffung entscheiden können. Das hat andererseits die Sprache auch nicht daran gehindert, von demselben Perfektpartizip auf *-um*, von dem schon das Perfekt und Plusquamperfekt mit dem Hilfsverbum „sein“ gebildet worden war, mit demselben Hilfsverbum eine neue periphrastische Bildung einzugehen, die (vorläufig) unkontrahiert bleibt, d. h. nachdem älteres *étum bái* „er hat es gemacht“ zu *étái* oder *étói* verkürzt war, war ein zweites *étum bái*, diesmal aber in entschiedener Passivbedeutung „er wurde gemacht“, möglich.

Markante Belege für eine Synthese der Art, wie sie sich schon in dem Verhältnis von der Lautgestalt zur Form gezeigt hat, finden sich auch in den beiden Hauptteilen der Grammatik, Nomen und Verbum. Wenn wir uns zunächst dem Nomen zuwenden, so ist die Einteilung in vier Klassen, die ich mit dem schon erwähnten ersten systematischen Aufzeichner der Sprache, D. L. R. Lorimer, als hm, hf, x und y bezeichne. h heißt „human“, m „masculine“ und f „feminine“, und tatsächlich finden sich in der hm-Klasse alle Wörter für Menschen männlichen Geschlechts, in der hf-Klasse alle Wörter für Frauen. Die x-Klasse und die y-Klasse aber, die folgerichtig alle nicht-menschlichen Lebewesen und toten Gegenstände und Stoffe umfassen müssen, tragen ihren Namen zurecht, denn die Gesichtspunkte, nach denen diese auf die beiden Klassen verteilt werden, sind im einzelnen weitgehend dunkel. Als Grundtendenz läßt sich aber Folgendes erkennen: alle Tiere gehören zur x-Klasse, sowie Elementargeister, sofern sie nicht weiblich gedacht sind, doch kann der *Hírbilas*, ein polyphemartiger Riese mit nur einem Auge auf der Stirn, auch als hm behandelt werden. Im Bereich des Leblosen sind alle wohlabgesonderten Einzelstücke ebenfalls x, wie Eier, Früchte, Klumpen, Stöcke, Münzen, Brotfladen usw., während flüssige, breiige, homogene oder als homogen empfundene Massen wie Wasser, Schnee, Eisen, Feuer, Wolle, Mist usw. zur y-Klasse gehören, dazu alle Abstrakta. Es liegt auf der Hand, wie sehr diese Einteilung der Auffassung unterworfen ist, und in der Tat schwankt die Zuordnung öfters sogar innerhalb eines Dialekts. Sehr aufschlußreich sind Wörter, die mit einem geringeren Bedeutungsunterschied beiden Klassen angehören. So heißt *bayü* in der x-Klasse „Salz im Brocken, Steinsalz“ dagegen als y „Salz in Pulverform“, *gásíl* ist x „Stecken“, y „Brennholz“, u. a. Fruchtbäume würden wir wohl eher als individuell-abgesonderte Wesen empfinden, aber der Burushaski-Sprecher faßt sie offenbar als Kollekt-

tivum auf, denn sie werden nach der y-Klasse behandelt, während die auf ihnen wachsenden Früchte mit demselben Wort, aber in der x-Klasse, bezeichnet werden. Eine zusätzliche Verkomplizierung ergibt sich auch daraus, daß leblose Gegenstände unbeschadet ihrer Form je nach dem Stoff, aus dem sie gemacht sind, verschieden behandelt werden, wobei Stein und Holz als x, Metall und Leder als y gelten; *tarkás* „Köcher“ wird in der Kongruenz als x behandelt, wenn der Köcher aus Holz gefertigt ist, wenn aus Leder aber als y. Wenn bei aller Kompliziertheit jedes neu in die Sprache entlehnte Substantiv trotzdem mit großer Sicherheit sogleich in eine der vier Klassen eingeordnet wird, so liegt das vor allem daran, daß dies nicht nach einem abstrakten Prinzip geschieht, sondern im Anschluß an nächstverwandte Wörter oder Wortgruppen, so wie wir im Deutschen den *Wodka* trotz der auch nach unserem Sprachgefühl femininen Endung wegen „*der Schnaps*“ als Maskulinum behandeln.

Trotz aller Schwierigkeiten im einzelnen sind zwei Dinge auf den ersten Blick erkennbar: einmal, daß es sich bei den sogenannten Klassenunterscheidungen des Burushaski nicht um eigentliche Nominalklassen handelt, wie sie vor allem aus den Bantusprachen bekannt sind, sondern um Genera, und zweitens, daß in dem Viersystem des Burushaski eine einmalige Verbindung von zwei ihrem Wesen nach ganz verschiedenen Genusssystemen vorliegt. Ausführend dazu ist zunächst zum Begriff des Genus zu bemerken, daß es sich dabei formal tatsächlich um eine Art von Klassifikation handelt, aber die Beschränkung auf zwei, höchstens drei Klassen ist nicht rein quantitativ, sondern ändert auch den Charakter der Zuordnung, die damit dem Ausdruck einer Polarität dient. Dabei ist der Gegensatz von männlich und weiblich nur eine der möglichen Symbolvorstellungen. Häufig ist der Gegensatz von „beseelt“ und „unbeseelt“ genusbildend, wie in den Algonkinsprachen, dem Singhalesischen, Mittelpersischen, Sumerischen, im Chittagong-Dialekt des Bengali der von „vereinzelt, individualisiert“ und „kollektiv, undifferenziert“.<sup>9</sup> Es liegt auf der Hand, daß die Unterscheidung der x- von der y-Klasse im Burushaski der letztgenannten Genusart verwandt ist und daß es aus den Klassen der Einzelwesen eine eigene Menschenklasse abgespaltet hat, die sich ihrerseits in maskulin und feminin geteilt hat, wodurch die außergewöhnliche Anzahl von vier echten Genera innerhalb

<sup>9</sup> Vgl. Norihiko Učida, *Der Bengali-Dialekt von Chittagong. Grammatik, Texte, Wörterbuch*. 1970, p. 29. Der Gesichtspunkt der Klassifikation ist bei Učida nicht angegeben, doch läßt sich im Vokabular leicht erkennen, daß die Klasse II weitgehend der h- und x-Klasse des Bur. entspricht, die Klasse I der y-Klasse.

einer Sprache entstanden ist. Der Anstoß dazu scheint hier eindeutig von außen gekommen zu sein. Das im Westen von Hunza gesprochene indoarische Shina, dem das Bur. auch eine große Anzahl von Lehnwörtern verdankt, hat die Unterscheidung von Maskulinum und Femininum im Nomen und zum Teil auch im Verbum, aber als grammatisches, nicht natürliches Genus bewahrt. Im Bur., das ganz auf semantische Unterscheidungen eingestellt war, konnte das Genus nur als natürliches gefaßt und als Teilsystem eingebaut werden.

Neben der Unterscheidung von einzeln-kollektiv ist aber indirekt auch noch die dritte, anderswo als einzige vorkommende Genusunterscheidung erkennbar, die in beseelt – unbeseelt, denn es gibt eine grammatische Konstruktion, die Maskulin, Feminin und die Tierbezeichnung der x-Klasse den Wörtern für leblose Gegenstände und der y-Klasse gegenüberstellt. Um sie zu verstehen, muß aber zuvor etwas ausführlicher auf die merkwürdige Rolle eingegangen werden, die im Burushaski die Pronominalprädix beim Verbum spielen. Sie können das pronominale Subjekt beim Intransitivum bezeichnen, wie in *i-mánimi* „er wurde“, *mu-mánumo* „sie wurde“, und das pronominale Subjekt beim Transitivum, wie in *i-phúsimi* „er band ihn“, *mu-phúsimi* „er band sie“ usw., werden aber auch gesetzt, wenn das Subjekt bzw. Objekt bereits durch ein Substantiv bezeichnet ist, wie in *hir i-mánimi* „der Mann wurde“, wörtlich „der Mann, er-wurde“, oder *ine hir i-phúsimi* „er band den Mann“, wörtlich „er band-ihn, den Mann“. Die Setzung ist aber keine durchgehende, sondern Antritt und Fehlen vollziehen sich nach komplizierten Regeln, die eines der am schwersten durchschaubaren Kapitel der Burushaski-Morphologie bilden. Ein nicht geringer Teil der Burushaski-Verben nimmt nie ein Pronominalprädix zu sich, und die Person kann beim transitiven Verbum nur aus dem beigefügten unabhängigen Personalpronomen oder aus dem Zusammenhang, bei intransitiven Verben (teilweise) auch aus den Personalendungen erschlossen werden; in einer kleineren Anzahl von Verben muß umgekehrt das Pronominalprädix in allen Formen stehen. Für die Mehrheit der Verben gilt aber, daß sie nie ein Prädix zu sich nehmen, wenn sie als Intransitivum zu einem Subjekt und als Transitivum zu einem Objekt der y-Klasse gehören. In der zweigeteilten Menschenklasse und der x-Klasse wird das Pronominalprädix in der Regel gesetzt, in einer kleinen Gruppe von sieben intransitiven Verben fehlt es aber wiederum, wenn ausgedrückt werden soll, daß die Handlung willentlich, mit Absicht vollzogen wird. Ein Satz wie *hir gurčimi* „der Mann tauchte unter“ (ohne Prädix) besagt also, daß er absichtlich untertauchte, z. B. um sich von Seife zu reinigen, *hir i-gurčimi* hin-

gegen (mit Präfix), wörtlich etwa „der Mann, er-tauchte unter“, daß es von außen her veranlaßt, etwa weil er ausrutschte, geschah. Bei transitiven Verben muß folgerichtig immer das Pronominalpräfix stehen, weil die Handlung dabei von einem (grammatisch im Ergativ stehenden) Agens bestimmt ist, wie in (*í n-e*) *hir y-áaltimi* „er wusch den Mann“, wörtlich etwa „er wusch-ihn, den Mann“. Daß diese Regelung nur noch so wenige Verben umfaßt, liegt sicherlich daran, daß in den meisten intransitiven Verben die Freiwilligkeit oder Unfreiwilligkeit entweder schon durch die Bedeutung mitfestgelegt war, oder daß man sie auf dem Wege der „Auffassung“ festlegte, wenn sich auch einzelne Verben dieser Erklärung entziehen. So kann man sich *hurút-* „sitzen“, *girát-* „tanzen“, *dağá-* „sich verstecken“ kaum anders als freiwillig vorstellen, *i-ír-* „sterben“, *d-í-tal-* „aufwachen“ nur als unfreiwillig, usw. Daß andererseits sich die alte Unterscheidung trotz der geringen Anzahl der noch danach behandelten Verben überhaupt noch halten konnte, verdankt sie dem Verbum *man<sup>4</sup>-mán-* „werden“, mit dem unzählige periphrastische Verben immer wieder neu gebildet werden. – Verwandt mit dieser Regelung ist eine andere, gleichfalls auf eine kleine Restgruppe beschränkte, nach der dasselbe Verbum ohne Pronominalpräfix intransitive, mit ihm transitive Bedeutung hat, z. B. in *qis-* „zerreißen (intr.)“ – *i-ghís-* „es zerreißen“: beim Intransitivum wird hier von der Klassenunterscheidung abgesehen, beim Transitivum drückt das Präfix wieder die grundsätzliche Abhängigkeit der Handlung von einem äußeren, nicht in dem Subjekt selbst liegenden Faktor aus. Wir stehen hier vor der wohl sehr ungewöhnlichen Erscheinung, daß den Pronominalpräfixen drei verschiedene Funktionen gleichzeitig aufgebürdet werden: neben der bloßen Bezeichnung des pronominalen Subjekts bzw. Objekts weisen sie auch indirekt, wenn auch bruchstückhaft, auf die Klasse bzw. das Genus am Substantiv hin und unterscheiden die freiwillige von der unfreiwilligen Handlung bzw. das Aktiv vom Passiv.

Was zunächst die Unterscheidung von Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit betrifft, so hat sie selbstverständlich nur einen Sinn bei belebten Subjekten, also Menschen und Tieren, und es erhebt sich nun die Frage, wie Bezeichnungen für leblose Gegenstände der x-Klasse in der Kongruenz behandelt werden. Das Burushaski hat sie selbst nicht entschieden, denn es sind – das haben gezielte Nachfragen ergeben – beide Konstruktionen frei vertauschbar nebeneinander möglich. Die Konstruktion mit dem Pronominalpräfix, z. B. in *dan thraq i-mánimi* „der Stein, er-zersprang“ hat wie bei den Tiernamen das Prinzip der Vereinzelung der x-Klasse im Auge, während bei der präfixlosen Constructio ad sensum wie

in *dan thraq maními* „der Stein zersprang“ die Vorstellung der Leblosigkeit im Vordergrund steht.

Die zweite Regel, nach der die Pronominalpräfixe bei den h- und x-Objekten bzw. -Subjekten gesetzt werden, bei den y-Nomina dagegen nicht, scheint auf den ersten Anblick mit dem Gesichtspunkt der Freiwilligkeit nichts zu tun zu haben, sie erweist sich aber bei näherem Zusehen nur als die sozusagen nominale Seite derselben Polarität. Zum Verständnis bieten sich hier Parallelen in Sprachen an, in denen die formelle Bezeichnung des Akkusativs auf Wörter für lebende Wesen beschränkt ist, wie das australische Aranda<sup>10</sup> oder das Spanische, wo man sagt *he visto la mesa* „ich habe den Tisch gesehen“, aber – mit der Dativpräposition *a* – *he visto a la madre* „ich habe die Mutter gesehen“. Die Beziehung eines leblosen Gegenstandes zu einem transitiven Verbum ist eine viel engere, naturgegebenere als die eines belebten Wesens, besonders eines Menschen; der Tisch kann sich nicht wehren, gesehen zu werden, so wie etwa ein Verbum für „essen“ innerlich problemlos mit Brot usw. verbunden ist. Richtet aber ein vernunftbegabtes Wesen seine Aktivität auf seinesgleichen, so entsteht notwendig ein stärkeres Bewußtsein der Spaltung von Subjekt und Objekt, und das kann passend durch die Einschaltung eines betonenden Elements wie eines Akkusativzeichens oder der pronominalen Wiederaufnahme des Objekts symbolisiert werden. Im Burushaski, das ja als Ergativsprache das Objekt des transitiven Verbums mit dem Subjekt des intransitiven Verbums gleichsetzt, erscheint die Vorstellung der Fremdeinwirkung durch ein beseeltes Subjekt bei den intransitiven Verben transformiert in die der Unfreiwilligkeit und der Bedingtheit durch äußere Umstände.

Aber man kann die Erscheinungen des Burushaski in einem noch weiteren Rahmen sehen. Zunächst kann über die Pronominalpräfixe des Verbums nicht gesprochen werden, ohne zu erwähnen, daß sie auch beim Substantiv verwendet werden, und zwar in einer in Asien vereinzelt, in Indianersprachen aber sehr verbreiteten Weise. Das Prominalpräfix tritt im Burushaski obligatorisch vor Wörter für Körperteile und Verwandtschaftsnamen; man kann nicht „Kopf“ oder „Vater“ schlechthin sagen, sondern nur „mein Kopf“, „dein Kopf“ usw., „mein Vater“, „dein Vater“ usw. Der Grund dafür ist leicht einzusehen: Körperteile können für ein naives Empfinden immer nur im Zusammenhang mit einem Gesamtorganismus gedacht werden, und Vater, Bruder, En-

<sup>10</sup> Vgl. T. G. H. Strehlow, *Aranda Phonetics and Grammar*, 1942–44, p. 78. Das verwendete Suffix ist gleich mit dem des Dativs.

kel usw. kann ich nur in Bezug auf einen anderen Menschen sehen, nicht absolut, und dem trägt der sprachliche Ausdruck Rechnung. Ergibt sich im Bur. die seltenere Notwendigkeit, von einem Besitzer abzusehen, so verwendet man entweder die Form der 1. pl., wenn der Sprecher sich mit einschließt, also „unser Kopf“ etwa im Sinne von „der menschliche Kopf“ (ähnlich wie im Deutschen), oder die 3. pl. „ihr Kopf“, wenn er sich nicht einschließt. Alle anderen Nomina dagegen müssen mit dem unabhängigen Personalpronomen konstruiert werden, wie in *jáa ha* „mein Haus“, wobei *jáa* der Genitiv von *je* „ich“ ist; es kann auch den mit Präfix versehenen Substantiven vorgesetzt werden, wie in *jáa a-yátis* „mein Kopf“, sozusagen „mein mein-Kopf“, neben bloßem *a-yátis* „mein Kopf“ mit dem Präfix der 1. sg. *a-*. In Indianersprachen mit derselben Unterscheidung steht an der Stelle der analytischen Konstruktion eine verlängerte Form des Pronominalpräfixes, was auf gleichen Ursprung deuten könnte. So unterscheidet das Dakota zwischen *misiha* „mein Fuß“ und *mita-óspe* „meine Axt“, das Ojibwa zwischen *nsát* „mein Fuß“ und *ndu-pwagan* „meine Tabakspfeife“ usw.<sup>11</sup>; im Menomini wiederum besteht die Regel, daß gewöhnliche Substantive die Pronominalpräfixe zu sich nehmen können, die für Körperteile und Verwandtschaftsnamen dagegen müssen, man kann also sagen „Pferd“ und „mein Pferd“, aber nur „meine Hand“ usw., nicht „Hand“ schlechthin.<sup>12</sup> Auch die interessante gelegentliche Erweiterung von den Körperteilen auf einige andere Nomina hat Parallelen in Indianersprachen. Im Burushaski gehören z. B. „Schatten“, „Name“, „Grab“, „Spazierstock“, „Kopfkissen“, „Aussteuer“ zu den Dingen, die als gleichsam untrennbar vom Besitzer gesehen und daher wie Körperteile konstruiert werden. Im übrigen ist die Unterscheidung heute äußerlich festgelegt, es gibt bereits eine ganze Reihe von Körperteil- und Verwandtschaftsnamen, die kein Pronominalpräfix mehr zu sich nehmen.

Auch die Erscheinung, daß dieselben oder ähnliche pronominale Morpheme bei Substantiven den Besitz, beim Verbum das Subjekt oder das Objekt bezeichnen, hat zahlreiche Parallelen wiederum in den Indianersprachen, findet sich aber auch in Europa im Ungarischen, wo man z. B. *ház-am* „mein Haus“ und *olvas-am* „ich lese“ sagt. Freilich ist in allen diesen Sprachen die Setzung beim Verbum eine durchgehende, so daß sie zu der Frage, ob zwischen Fehlen und Zutritt sowohl beim Substantiv als auch beim Verbum ein übergreifender gemeinsamer Ge-

<sup>11</sup> Nach H.-J. Pinnow, Die nordamerikanische Indianersprachen (1964), p. 62.

<sup>12</sup> L. Bloomfield, The Menomini Language (1962), p. 43.



sichtspunkt waltet, nichts beitragen können. Hier kommt nun eine unerwartete Hilfe von den geographisch und typologisch ganz entfernten polynesischen Sprachen, von denen ich hier zur Illustration das Hawaiische heranziehe. Hier findet sich das System der Unterscheidung von natürlichem und konventionellem Besitz in der Weise umgestaltet, daß dem durch *o* bezeichneten untrennbaren Besitz auch eine Bezeichnung des trennbaren Besitzes durch *a* gegenübersteht, so daß der gesamte Bestand von Substantiven in zwei Teile, die *a*- und die *o*-Klasse zerfällt. Die Verteilung ist gegenüber dem Burushaski etwas verschoben und hat Samuel E. Elbert, den augenblicklich besten Kenner des Hawaiischen, dazu veranlaßt, in erster Linie zwischen „vererbt“ und „erworben“ zu unterscheiden.<sup>13</sup> Neben den Körperteilen sind demnach auch Bezeichnungen für Kleider, Haus, Landbesitz, Kanus und Äxte *o*-Wörter, während unter den Verwandtschaftsnamen Ehemann oder -frau, Kind, Enkel, Schwiegersohn, Freundin u. a. als „erworben“ *a*-Wörter sind. Doppelzugehörigkeit kommt vor und weist oft auf feine Unterschiede in der Auffassung, wenn z. B. *malihini* „Besucher“ mit *o*-Genitiv „Gast“ bedeutet oder *leo* „Laut, Melodie, Botschaft“ als *o*-Wort „Stimme“. Dieselbe Unterscheidung findet sich im Hawaiischen auch bei Verben, und zwar anders als im Bur. nur dann, wenn diese als Verbalnomen verwendet werden und bleibt demnach formal eine rein nominale. Sie deckt sich auch inhaltlich nicht ganz mit der des Burushaski, entspricht ihr aber im wesentlichen. *a*-Verben, also die, denen im Burushaski die präfixlosen Formen entsprechen, werden als „freiwillig, absichtlich“ definiert, und damit sind im Hawaiischen, das keine ergativische Auffassung hat, in erster Linie, aber nicht ausschließlich transitive Verben gemeint; die *o*-Klassifikation, die den Formen mit Präfixen im Burushaski entsprechen, findet sich bei den meisten, aber nicht allen Intransitiva. Man sagt also beispielsweise bei Intransitiva *ka heihei a kākou* „unser Wettrennen“ (freiwillig-beabsichtigt), aber *ī ka pō 'ana o ka lā* „bei Einbruch der Nacht“, wörtlich „beim Dunkelwerden des Tages“ (unbeabsichtigt), bei Transitiva *ka kākau 'ana a mākou* „euer Schreiben“ (freiwillig), aber *ka nalowale 'ana o na leho* „das Verlieren der Cowriemuscheln“ (unfreiwillig).<sup>14</sup> Das Hawaiische parallelisiert also durch den *a*-Vokal selbst erworbene Menschen und Gegenstände mit beabsichtigten freien Taten, durch den *o*-Vokal die ererbten Menschen und Gegenstände mit unbeabsichtigten, ohne eigenes Zutun ablaufenden Handlungen, so wie das

<sup>13</sup> S. H. Elbert, *Hawaiian Grammar* (1970), p. 137 ff.

<sup>14</sup> Elbert a. a. O., p. 140 f.

Burushaski durch das Fehlen des Pron.präfixes den konventionellen Besitz mit unfreiwillig-abhängigen Handlungen und durch ihren Zutritt den natürlichen Besitz mit gewollten Handlungen formell gleichsetzt; ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie sich dieselbe Vorstellung in zwei typologisch völlig verschiedenen und räumlich weit auseinanderliegenden Sprachen unabhängig voneinander Bahn brechen und eine adäquate Ausdrucksform verschaffen kann.

Eine weitere, den Charakter der Sprache in tiefgehender Weise bestimmende Eigentümlichkeit des Burushaski ist die Verwendung des Ergativ-Kasus beim Verbum. An und für sich stellt diese Konstruktion keine große Besonderheit dar, da sie auch im Baskischen, in den Kaukasussprachen und in vielen indianischen und australischen Sprachen vorkommt. Sie bezeugt eine andere Auffassung vom Subjekt als die unsere: das Objekt des Satzes mit transitivem Verbum wird mit dem Subjekt des Satzes mit intransitivem Verbum gleichgesetzt, und der Bewirker der transitiv gedachten Handlung steht in einem eigenen Kasus, eben dem Ergativ. In einer sehr groben Annäherung kann man somit sagen, daß man z. B. im Baskischen wie bei uns sagt „das Kind schläft“, aber statt „das Kind ißt das Brot“ etwas wie „das Brot wird vom Kind gegessen“, wobei es sich hier natürlich um etwas grundsätzlich anderes als unser Passiv handelt. Das Prinzip ist einfach, aber die Praxis lehrt, wie schwer sich ein in unserem syntaktischen Grundschema Aufgewachsener in diese Denkform mit all ihren Konsequenzen einlebt. Von selbst käme bei uns wohl niemand darauf, ein Verbpaar wie „hören“ und „sehen“ auseinanderzureißen und wie im Bur. das erste intransitiv, das zweite transitiv zu konstruieren, aber die Logik ist zwingend: „sehen“ ist viel mehr eine gezielte, durch Wenden des Kopfes und Öffnen und Schließen der Augen zu regulierende Tätigkeit, während man beim Hören eher in die Lage des Objekts kommt, man ist Gehörseindrücken – gerade die Erfahrung des modernen Lebens lehrt dies täglich – mehr oder minder wehrlos ausgeliefert. Dies führt auch sogleich wieder zu einem Konflikt mit der Grammatik; natürlich hat „hören“ als Verbum der Sinneswahrnehmung genau so seine Wahrnehmungsobjekte wie „sehen“, und so kommt es, daß *d-yalas* „hören“ im Bur. als einziges intransitives Verbum ein nominales Objekt (Stimme, Musik usw.) zu sich nehmen kann und manche Sprecher beim Subjektspronomen auch schon sinngemäß den Ergativ verwenden, die Kongruenz von Personalpräfix und Personaldeutung aber noch eindeutig auf die Zugehörigkeit zur Klasse der Intransitiva hinweist.

Aber nicht solche Einzelheiten im Gebrauch sind es, die die Ergativ-

konstruktion zu einer typologischen Besonderheit des Burushaski machen, sondern die Tatsache, daß sie in einer in den Sprachen der Welt wohl einmaligen Weise mit der ihr polar entgegengesetzten, uns geläufigen Nominativ-Akkusativ-Konstruktion kombiniert ist, und zwar so, daß beim intransitiven Verbum sowohl das pronominale Präfix als auch die Personalendung auf das Subjekt des Satzes deuten, beim transitiven Verbum das Pronominalpräfix auf das Objekt des Satzes, die Personalendung aber wiederum auf das Subjekt. Formal ausgedrückt muß also beim Intransitivum das Präfix der 1. und 2. Person immer mit dem Suffix übereinstimmen, beim Transitivum muß es immer davon verschieden sein. Mit den Präfixen *a-* 1.sg., *gu-* 2.sg. und den Suffixen (des Präteritums und Futurs) *-am* 1.sg., *-uma* 2.sg. bildet man also z. B. intransitive Formen wie *a-mán-am* „ich wurde“, *gu-mán-uma* „du wurdest“, transitive Formen wie *a-yeéc-uma* „du sahst mich“, *gu-yeéc-am* „ich sah dich“. Historisch gesehen liegt es auf der Hand, daß die Ergativkonstruktion die ältere, ursprünglich einzige war und die Verwendung von Suffixen im Sinne der Nominativ-Akkusativ-Konstruktion eine spätere Entwicklung darstellt, schon deswegen, weil alle infiniten Formen ihre ergativisch orientierten Pronominalpräfixe behalten. Es liegt auch hier nahe, an das benachbarte Shina als Vorbild zu denken, zumal auch diese Sprache einen Ergativ mit gleichen Personalendungen beim Intransitivum und Transitivum verbindet; man sagt also *ma som-ám* „ich werde ermüden“, aber *ma-s harám* „ich werde (es) nehmen“.<sup>15</sup> Freilich fehlt hier gerade das Wesentliche der Ergativkonstruktion, die Gleichsetzung des Subjekts des intransitiven Verbuns mit dem Objekt des transitiven Verbuns durch pronominale Elemente im Verbum selbst, so daß man von einem „unechten Ergativ“ sprechen könnte; die Ergativendung nimmt sich hier eher als eine Art Verstärkung des Nominativs aus. Da andererseits die Personalbezeichnung im Shina direkt auf die uralten Personalendungen des Sanskrit zurückgeht, ist der ergativartige Kasus in dieser Sprache eindeutig etwas Sekundäres und sieht nach einer mehr äußerlichen Anpassung an das von Grund auf anders konzipierte System des Burushaski aus. Das Burushaski dagegen hat die Syntese wirklich vollzogen, und nichts steht eigentlich der Annahme entgegen, daß es sich auch ohne äußeren Einfluß die einzige Alternative zur Ergativkonstruktion als Ausdruck zu eigen gemacht hat.

Überschneidungen und Vermischungen von Ergativ- und Akkusativkonstruktion wie im Bur. gibt es auch anderswo. Eine besonders interes-

<sup>15</sup> T. G. Bailey, *Grammar of the Shina (Šinā) Language* (1924), p. 60.

sante liegt im nordindischen Hindi-Urdu vor, wo der Ergativ, der hier deutlich aus einer früheren Passivkonstruktion hervorgegangen ist, auf das Präteritum beschränkt wird, während im Präsens die (hier) ältere Akkusativkonstruktion bleibt; wiederum behelfsmäßig ausgedrückt also „der Mann schreibt den Brief“, aber „der Brief wurde von dem Mann geschrieben“. In feiner Beobachtung wird hier der Tatsache Rechnung getragen, daß, solange die Tätigkeit noch abläuft, ihr Veranlasser noch im Mittelpunkt des Interesses steht und damit passenderweise das grammatische Subjekt ergibt, nach Abschluß der Handlung aber konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf ihr Ergebnis bzw. auf den Zustand des Objekts, nicht mehr auf den Täter, der womöglich gar nicht mehr bekannt ist. Aber die Sichtweise des Burushaski ist radikaler. Sie weist die beiden Konstruktionstypen nicht wie das Hindi zwei zueinander komplementären Situationstypen zu, sondern erkennt die beiden sonst einander ausschließenden Auffassungen beide als richtig an und bringt dies auch in der grammatischen Konstruktion zum Ausdruck. Ergativsprachen haben notwendigerweise einen ausgeprägten Sinn für das Objektgerichtete transitiver Verben und für die damit verbundene vom Subjekt aufzuwendende höhere Aktivität. Diese kann in besonderen Fällen als so stark empfunden werden, daß sie sich vom rein Grammatischen löst und verselbständigt wird. So kann im Wauana, einer in Columbien beheimateten Indianersprache der Choco-Familie, in einer Konstruktion, die Nils M. Holmer als „desde nuestro punto de vista menos lógico que realista“ bezeichnet, der Ergativ gelegentlich auch bei intransitiven Verben stehen, wenn das Subjekt ein besonderes Interesse an der Handlung hat, und bei einem Transitivum fehlen, wenn die Handlung ohne Interesse ausgeführt wird.<sup>16</sup> Für das Burushaski war seinerseits die Empfindung wirksam, daß die Träger von transitiven Handlungen vorwiegend belebte Wesen sind. Tatsächlich sind in anderen Sprachen Sätze mit transitivem Verbum und unbelebtem Subjekt auch statistisch im allgemeinen Sprachgebrauch viel seltener als solche mit belebtem Subjekt; man empfindet auch in Sätzen wie „der Wein erfreut des Menschen Herz“ oder „der Wind zerschlug die Fensterscheiben“ so etwas wie eine leise Personifikation. Für das Burushaski, das ein so feines Gefühl für die Unterscheidung von beseelt und unbeseelt hat, ergibt sich damit wiederum ein Dilemma, das die Sprache in der für sie bezeichnenden Weise löst oder vielmehr nicht löst. Man kann in einer

<sup>16</sup> Nils M. Holmer, *Estudios Chocoes II: Gramatica comparada de un dialecto del Choco* (1963), p. 106.

„Konstruktion nach dem Sinn“ einem Subjekt der y-Klasse, also der Wörter für kohärente Massen, Kollektiva usw., das Verbum in der x-Form, also der Klasse für Tiere und zählbare Einzelgegenstände folgen lassen, oder, anders ausgedrückt, das y-Subjekt ad hoc in die x-Klasse versetzen, um semantische Ungereimtheiten zu vermeiden; man kann aber auch, den allgemeinen Kongruenzregeln folgend, dem Verbum die y-Form geben; beides gilt als richtig, wie etwa in dem Satz *mél-e qharaabi éci bi* (x)/*éci bilá* (oder *écilá*) (y) „der Wein stiftet Schaden“.

Damit sind einige Beispiele dafür beschrieben, wie das Burushaski von zwei polar verschiedenen Auffassungen beide zur Geltung bringt, indem es sie entweder in einer Verbindung eigener Art zu einer Kategorie vereinigt, oder aber sie durch zwei verschiedene, nebeneinander mögliche Konstruktionen zum Ausdruck bringt. Für das eine konnte das vierteilige Genus angegeben werden, das sowohl die Einteilung von Maskulinum und Femininum als auch die von beseelt und unbeseelt bzw. individuell und kollektiv enthält; die Verbindung von ergativischer und akkusativischer Verbalauffassung; oder auch schon die Lautstruktur des Verbums, in dem der stark zentralisierende Akzent des flektierenden Typus mit der Reihung der agglutinierenden Sprachen und dem periphrastischen Verfahren des modernen Sprachtypus kombiniert ist. Die Wahl zwischen zwei Kategorien zeigte die Verwendung eines y-Substantivs mit einem transitiven Verbum und die eines unbelebten x-Substantivs als Subjekt eines transitiven Verbums. In dem Falle der Pronominalpräfixe beim Verbum, denen neben ihrer eigentlichen Aufgabe, das Subjekt des intransitiven Verbums bzw. das Objekt des transitiven Verbums zu bezeichnen, auch noch die Unterscheidung der Nominalklassen am Subjekt und Objekt und die Unterscheidung von freiwilliger und unfreiwilliger Handlung aufgebürdet wird, ist schließlich ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die synthetische Kraft des Burushaski, ohne daß es sich wie bei den vorgenannten um einander widerstrebende Auffassungen handelte. Daneben gibt es in der Sprache aber auch Beispiele für eine Variation innerhalb grundlegender Kategorien, ohne daß damit zwei verschiedene Auffassungen zum Ausdruck kommen.

Die merkwürdige, sozusagen „pluralistische“ Auffassung der grammatischen Kategorien durch das Burushaski ließe sich noch in vielen Teilbereichen zeigen; es sollte hier nur auf die zentralen, den ganzen Sprachbau bestimmenden Punkte hingewiesen werden. Es bleibt die Frage, welche Folgerungen daraus gezogen werden können, und diese ist nur ein Sonderfall der alten, umfassenden Frage, wie Verschiedenheiten im Sprachbau überhaupt erklärt werden sollen. Sie hat seit W. v.

Humboldt, dessen Name eingangs bereits genannt wurde, nichts an ihrer Aktualität verloren, und sie ist bis heute eigentlich unbeantwortet geblieben. Wilhelm v. Humboldt hat in seinem genialen Werk „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ (1836) mit seiner Auffassung daß „die Geisteseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes . . . in solcher Innigkeit der Verschmelzung miteinander stehen, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden“<sup>17</sup> diese Grundfrage eher gestellt als beantwortet. Auch wer seine wertende Unterscheidung in vollkommene und weniger vollkommene Sprachen im ganzen nicht übernimmt, wird viel erfahren können darüber, woran man eine weniger vollkommene Sprache erkennt, aber kaum eine Antwort auf die Frage, warum jede dieser Sprachen auf ihre eigene, das ganze System durchziehende Weise weniger vollkommen ist, und dasselbe gilt mutatis mutandis auch für moderne Auffassungen, die alle Sprachsysteme für gleich, aber auf verschiedene Weise unvollständig halten, oder ihre verschiedenen Oberflächenausprägungen ein und derselben Tiefenstruktur zuschreiben. Aber im Burushaski liegt ein Sonderfall vor, und das Problem der Deutung reduziert sich hier zunächst auf die Frage, ob man in dem Nebeneinander und Ineinander grammatischer Auffassungen ein Abbild außersprachlicher Tatsachen erkennen kann. Wenn hinter der komplexen Struktur dieser Sprache, wie ich hoffe, deutlich gemacht zu haben, mehr zu suchen ist als eine bloße Anhäufung von Lehnkonstruktionen, wie sie fast in jedem Sprachbereich vorkommen, so kann die Sprache von Hunza und Nager auch nicht nur ethnische Kontakte früherer Zeiten abbilden, über die wir ohnehin erst seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts etwas wissen. Was uns aber unmittelbar zur Verfügung steht, ist die seit ihrer Entdeckung immer wieder als außergewöhnlich empfundene Spannweite des Stammescharakters der Burusho. Ihre ganz und gar modern anmutende wirtschaftliche und politische Tüchtigkeit, ihre Innovationsfreudigkeit, die ihnen in ihrer Umgebung den – nicht unbedingt schmeichelhaften – Vergleich mit den Europäern eingebracht haben, ist lange bekannt; aber erst die eingehende ethnologische Forschung der letzten Jahre, namentlich durch Frau Stellrecht<sup>18</sup>, hat das Ausmaß bloßgelegt, in dem die Burusho bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein einem archaischen

<sup>17</sup> a. a. O. (A 1), p. 414.

<sup>18</sup> Die in ihrer Habilitationsschrift niedergelegten Ergebnisse sind noch nicht veröffentlicht.

Weltbild verbunden waren, in dem unter dem dünnen Mantel einer oberflächlichen Islamisierung eine innige Naturgeistigkeit und eine archaische Auffassung vom Königtum einander durchdrangen und die Vorstellungswelt aller sozialen Schichten bis ins einzelne bestimmten, zu einer Zeit, in der Vergleichbares anderswo längst verdrängt oder als erstarrtes Relikt verblieben war. Der endgültige Untergang der Sprache ist heute nur noch eine Frage der Zeit, vielleicht von nur wenigen Jahrzehnten, und die politisch-soziale Eingliederung in den islamischen Einheitsstaat Pakistan ist bereits in vollem Gange. Aber in der schriftlichen Dokumentation ihrer Sprache konnte indirekt etwas von der Geistesart erhalten bleiben, mit der ein kleiner Stamm, bedroht und zugleich behütet durch die stärksten Naturgewalten, seinen Platz zwischen Ost und West durch die Jahrtausende behaupten konnte.